



Nr. 6.

Posen, den 8. Februar.

1891.

Nur eine Hand . . .

Skizze von Hugo Klein.

(Nachdruck verboten.)

Wir schlürften wieder den duftigen Thee der alten Generalin. Ein polnischer Graf, der an diesem Abend auch in unserm Kreise erschienen war, bewunderte den schönen Carravaggio, der in ihrem Salon hängt, und träumte von den herrlichen Stunden, die er in jungen Jahren in Neapel, der Heimathstadt des Meisters, wo so viele Gemälde von ihm zu sehen, verbracht hatte. Man besprach dann auch die anderen Bilder an den Wänden und verweilte schließlich bei einem Portrait, das durch seine besonders feine Ausführung auffiel. Es war das Brustbild eines Mannes im Alter von beiläufig dreißig Jahren, ein interessanter, dunkler Kopf in nachdenklicher Haltung.

Die Nichte der Generalin bedauerte, daß man die Augen des Mannes nicht sehen konnte, welcher den Blick gesenkt hielt. Sie sprach sich gegen Profilbilder überhaupt aus, und vollends in solcher Haltung. „Was kann man in dem Blicke eines Menschen nicht lesen!“ rief die schöne Baronin aus. „Und nun entzieht uns der Maler denselben ganz . . .“

Ein anwesender Schriftsteller fand, daß das Bildniß mit einem Portrait Venau's große Aehnlichkeit habe, welches sich im Besitze des Dichters Ludwig August Frankl befindet.

„Das Bild hier“, sagte die Generalin, „ist das Selbstportrait eines Malers, welcher das Auge nicht wiedergegeben hat, weil er behauptet haben soll, er könne selbst nicht beobachten, welches der gewöhnliche, charakteristische Ausdruck desselben sei . . . Um der Aehnlichkeit nicht zu schaden, verzichtete er auf den Blick. Es ist übrigens ein sehr unglücklicher Mensch gewesen, ein großes Talent, das verdorben und gestorben ist . . .“

„Ah!“

„Herr Veroux kennt genau die Geschichte. Hören Sie einmal, Herr Veroux,“ rief sie in die andere Ecke des Salons hinüber, „möchten Sie den Herren nicht die Geschichte jenes Portraits erzählen?“

Herr Veroux, der „berühmte“ Pariser Kunsthändler, bekannt als einer der ausgezeichnetsten Kunstkenner, saß in dem anderen Ende des Salons, umgeben von jungen Mädchen. Er mochte ihnen eben eine sehr drollige Geschichte erzählt haben — er galt als Specialität in solchen Dingen, — denn lautes Gelächter begleitete seine Worte. Er war mit seiner Schnurre offenbar nicht zu Ende, denn die jungen Damen riefen für ihn:

„Sofort! Sofort!“

„Verdorben? Gestorben?“ fragte der Schriftsteller die Generalin.

„Gewiß — und zwar im schrecklichsten Elend . . .“

„Ist es wirklich möglich“, fragte der Graf, „daß in unseren Tagen, wo ein so starkes Kunstinteresse herrscht, große Talente noch im Elend zu Grunde gehen können?“

„In unseren Tagen, wo die Reclame so leicht geübt werden kann und findig geübt wird?“ fügte der Schriftsteller hinzu.

„Gewiß ist es möglich“, sagte Herr Veroux, der jetzt in Begleitung der jugendlichen Schönen bei uns erschien. „Ich könnte Ihnen einige große Talente nennen, die an der Reclame zu Grunde gegangen sind . . .“

„Lassen Sie einen Augenblick die Wize, lieber Veroux“, sagte die Generalin, „und erzählen Sie den Herren die Geschichte jenes Portraits.“

„Ach, jenes Portrait . . .“, sagte Veroux, indem er den Kopf mit der leuchtenden Glaxe und den leuchtenden Augen wehmüthig wiegte, „es erweckt immer unangenehme Empfindungen in mir . . . Wenn ich bedenke, daß dieser Maler todt ist und Andere leben, die . . .“

„Die Geschichte! Die Geschichte!“ lachte die Generalin.

„Ja, ja — ich will sie erzählen, trotzdem Sie, gnädige Frau, meinen Gefühlen nicht freien Lauf zu geben gestatten . . . Der Mann also, dessen Portrait Sie, meine Herren und Damen, dort sehen, war ein deutscher Meissonier . . . Ein Kleinmaler von ganz außerordentlichem Talente. Er hieß Albert Kron und schrieb sich Alconieri, wie ein Oheim, bei dem er seine Kindheit in Genua verbracht hatte. Als der Oheim gestorben war und der junge Mann aller Mittel entblößt da stand, dachte er seine Verwandten in Graz aufzusuchen und kehrte deshalb in seine Vaterstadt zurück. Er fand aber hier keine Stütze, denn auch diese Verwandten waren gestorben oder ausgewandert, keine Stütze außer seinem Talent. Dieses war, wie ich bereits erwähnte, sehr bedeutend. Er malte kleine Bildchen von geringem Umfang, am liebsten Stillleben und Landschaften, seltener Genres, mit unglaublicher Feinheit . . . Selbstredend wurde dieses Talent in Graz, — vor dreißig Jahren — nicht entsprechend gewürdigt, aber der junge Mann fand doch sein Auskommen. Für 10 Gulden — das war der gewöhnliche Preis — verkaufte er so ein Bildchen, das er in zwei Tagen fertig stellte, an die Grazer Bürgerfamilien, welche an den zierlichen Dingerchen so weit Gefallen fanden. Der junge Mann war glücklich und zufrieden, er hatte, was er brauchte, konnte malen, was er wollte, verbrachte fröhlich seine Tage im Kreise heiterer Altersgenossen . . .“

Da klopfte eines Tages das Unglück in Gestalt eines Engländer's an seine Thür. Der Sohn Albions hielt sich auf der Durchreise in Graz auf, hatte dort ein Bildchen unseres Alconieri zu Gesicht bekommen und suchte ihn auf. Der Maler hatte gerade zwei Säckelchen fertig auf der Staffelei.

„Was kosten die Bildchen?“ fragte der Engländer.

Unser Alconieri dachte: „Alle Tage fällt mir kein Engländer in's Haus. Ich werde eine recht freche Forderung stellen.“ Und er verlangte für die beiden kleinen Gemälde zweihundert Gulden.

Der Engländer sah ihn sehr überrascht an, zog dann die Brieftasche heraus, zählte das Geld auf den Tisch und steckte die Bildchen in die weiten Taschen seines Paletots.

Der junge Maler hatte nun zweihundert Gulden, eine Summe, so groß, wie er sie noch nie im Leben beisammen gesehen hatte. Was sollte er damit anfangen?

Guter Rath war theuer. Natürlich mußte das Geld irgendwie rasch ausgegeben werden. Nach langer Ueberlegung und vielfachen Besprechungen mit den Freunden, beschloß Alconieri nach Wien zu reisen und sich hier zwei Wochen lang zu zerstreuen. Gesagt, gethan. Er reiste nach Wien, durchwanderte die Galerien der österreichischen Kaiserstadt, besuchte die Theater, ergözte sich an dem fröhlichen Treiben. Sein Geld schmolz bald zusammen. Die zwei Wochen waren noch nicht ganz um, so merkte Alconieri, daß er kaum mehr hatte, als zur Rückreise erforderlich war. Es blieben ihm außerdem etwa noch zwei Gulden. Für diese kaufte er sich einen Sitz im Burgtheater, heroisch entschlossen, sich den letzten Abend in Wien mit hungrigem Magen zu Bette zu legen.

Man gab im Burgtheater „Don Carlos“, und Sonnenthal spielte den Marquis Posca. Das herrliche Spiel des schon damals berühmten Schauspielers entzückte den jungen Mann, als plötzlich ein Gegenstand seine Aufmerksamkeit auf sich zog, welcher ihn alle Bühnenvorgänge, den Hof König Philipps, die Liebe des Infanten, die Gedankenfreiheit des Marquis, die Thränen der armen Königin, vergessen ließ. Dieser Gegenstand war eine Hand — natürlich die Hand einer Frau . . .

Vor ihm saß eine Dame. Sie war allein und wartete vielleicht auf ihren Ritter . . . höchst elegant gekleidet und geschmackvoll dazu, die ganze Gestalt athmete jenen wienerischen Chic, der ihm so wohlgefiel. Ob sie schön oder häßlich war, konnte er nicht beurtheilen, da sie gerade vor ihm saß und ihm daher den Rücken zuehrte. Aber diese Dame besaß unzweifelhaft eine sehr schöne Hand, und wußte das. Denn die Hand lag beinahe immer auf dem rothen Sammet der Rücklehne des Sitzes vor ihr, der leer geblieben war. Sie benützte den letzteren günstigen Zufall, um die Hand zu zeigen. Es war eine ausnehmend kleine, zierliche, feine, schmale Hand milchweiß und schimmernd wie Seide, mit schlanken, zierlichen Fingern und rosigen Nägeln. Bald lag die Hand ruhig, bald schlug sie den Takt zur Musik, bald spielten die Finger auf dem rothen Sammet, von dem sich das Weiß der Haut wunderbar abhob, wie auf den Tasten eines Klaviers, bald glätteten sie nachlässig das weiche Zeug . . .

Alconieri betrachtete immer wieder dieses Händchen, mit welchem die Dame Staat machte und kokettirte, und das in der That ein Kunstwerk der Natur war. Er konnte schließlich nicht mehr den Blick von dieser Hand abwenden, die er als Künstler wie als Mensch bewunderte und deren Anblick ihn förmlich berauschte. Mit angehaltenem Athem folgte er allen ihren Bewegungen, als wollte er jede Linie dieser Hand in sein Gedächtniß einprägen. In unserer Zeit hätte man gesagt, sie hypnotisirte ihn — es war jedenfalls ein eigenenthümlicher, magnetischer Zauber, den sie ausströmte . . . die Hand lag immer da, auf dem rothen Sammet, lockte, leuchtete und liebäugelte mit ihm . . . Erst gegen das Ende der Vorstellung wurde sie widerwillig zurückgezogen, um in einem langen, schwarzseidenen Handschuh zu verschwinden . . .

Und wenige Tage später saß der junge Maler in seinem ärmlichen Stübchen in Graz, brütete vor sich hin, träumte und griff immer wieder zum Stifte, um die koketten Umrisse dieser zierlichen Hand auf das Papier zu werfen. Hunderte von weißen Blättern zeigten bereits die gleiche Zeichnung . . .

Diese weiße Hand entfesselte die Phantasie des Künstlers.

Nur die feinste Blüthe großstädtischer Zivilisation, wohl beschieden von allen Künsten der Toilette, konnte eine solche Hand hervorbringen. Und er begann von Wien zu träumen, wo ihr weißer Finger winkte . . . Er dachte, wie herrlich es wäre, in der prächtigen Stadt zu leben, wo sich das Talent allein Geltung verschaffen konnte, wo es allein möglich war, zu Ruhm und Reichthum zu gelangen und sich eine Hand wie diese zu erobern . . . Sie schwebte immer vor seinen Augen, diese Hand, er dachte an den kunstreich geformten Arm, an den weißen Körper, dem sie angehörte und in welchem ein antikes Marmorbild lebendig geworden sein möchte . . . sein Künstlerherz erbehte und sein Blut wallte . . .

Wenige Tage später hatte er seinen großen Entschluß gefaßt. Er packte seine wenigen Habseligkeiten zusammen und reiste nach Wien. Mit drei Gulden in der Tasche kam er hier an.

Und nun begann das große Elend. Soll ich erzählen, wie er vergebens an allen Thüren pochte und nirgends Einlaß fand? In der großen Stadt ohne Freund und Gönner, gänzlich unbekannt, dazu in den praktischen Dingen dieser Welt von einer geradezu kindlichen Naivetät, mußte er hier Schiffbruch erleiden.

Eines Tages trat in meine Kunsthandlung ein junger Mann in abgerissenen Kleidern und bot mir ein kleines Bild zum Kaufe an; er verlangte zehn Gulden dafür. Im ersten Augenblick dachte ich, er habe das Bild gestohlen — aber ein Blick in das dunkle Auge, auf das fesselnde Künstlerhaupt belehrte mich, daß ein Maler vor mir stand. Ich kaufte das Bild. Am nächsten Tage kam er mit einem zweiten Bilde und ich kaufte auch dieses. Und er kam in der Folge immer wieder, und ich kaufte alle Bilder, die er mir brachte, immer zu demselben Preise.

So gering derselbe war, so reichte er aus, daß sich der junge Mann zusammenraffte. Er bezahlte seine Schulden und erschien wieder in einem anständigen Anzuge vor mir, Zufriedenheit malte sich in seinen Zügen.

Monate vergingen auf diese Weise, und ich wurde mit Alconieri vertrauter. Eines Tages sagte ich zu ihm:

„Bin ich der Einzige, dem Sie Ihre Bilder verkaufen? Oder haben Sie unter unseren Kunstfreunden und Kunsthändlern noch andere Abnehmer?“

„Ja wohl“, sagte er.

„Das freut mich um Ihre Willen“, erwiderte ich. „Denn ich muß jetzt in meinen Ankäufen bei Ihnen inne halten. Es ist merkwürdig, aber ich kann Ihre Bilder nicht anbringen. Ich habe sie bereits allen Leuten angeboten, die hierher kommen — und es kommen viele Leute her — ich habe sehr hohe und sehr niedrige Preise für sie verlangt, man will sie aber weder für theueres noch für billiges Geld haben. Ich glaube trotzdem an Ihr Talent — aber ich habe bereits mehr als hundert Bilder von Ihnen — ich kann nicht meinen ganzen Laden mit Alconieri's füllen, so sehr ich sie auch schätze. Ich muß Sie also bis auf Weiteres auf Ihre sonstigen Abnehmer verweisen. Dagegen verspreche ich Ihnen, mich sofort wieder an Sie zu wenden, sobald ich nur einige der Bildchen verkauft habe; ich will alles Geld, das ich dafür löse, wieder Ihrem Talente zuwenden. Aber vorläufig muß ich inne halten.“

Er nickte stumm mit dem Kopfe, empfahl sich und ging fort. Er war wohl auf meine Eröffnung vorbereitet, hatte sie vielleicht schon viel früher erwartet; jedenfalls kam sie ihm nicht überraschend.

Was ich ihm gesagt, entsprach vollkommen der Wahrheit. Ich konnte seine Bilder nicht anbringen. Ich weiß nicht, woran es lag, vielleicht waren sie für den hiesigen Geschmack zu einfach. Ein Stück Wald mit einem Vogel, ein Felsstück mit einer Gemse, ein wüster Küstenfleck mit einigen Muscheln, ein Teller mit einem Stückchen Käse — das waren seine Bildchen, reizend in ihrer Art, aber nur für den echten Kenner von Werth. Erst nach Jahrzehnten, als ich nach Paris übersiedelt war, brachte ich dort die Alconieri's an den Mann. Einzelne wurden mir sogar mit sehr hohen Preisen bezahlt.

Wenn ich aber die Wahrheit gesprochen hatte so war es nicht ebenso mit ihm der Fall. Er schämte sich offenbar, mir

zu sagen, daß ich der einzige Viehhaber für seine Werke war. Denn das war ich wirklich.

So fiel er wieder dem Elend anheim. Und als seine Kleider wieder zerrissen waren, da schämte er sich erst recht, zu mir zu kommen. Das Elend in seiner schrecklichsten Gestalt trat an ihn heran — er hatte nicht ein Stück Brod, seinen Hunger zu stillen. Zeitweilig gelang es ihm, bei Zimmermalern als Aushilfsarbeiter unterzukommen. Er strich dann die Wände mit bunter Farbe nach der Schablone an. Später arbeitete er als Tagelöhner und trug Steine zum Bau. Er schloß mit Tagelöhnern zusammen in einem Keller und in den Mußestunden suchte er die Brantweinshänken auf.

Solche Arbeit und solches Elend nicht gewohnt, fühlte er, daß seine Kräfte versagten. Er spie Blut und war dem Wahnsinn nahe. Da fälschte er eine Guldennote, um — in das Gefängniß zu kommen.

Gerade die Kleinmalerei war seine Stärke. Wenn er wirklich einen Gulden hätte fälschen wollen, um die Leute zu betrügen, er hätte die Note so täuschend herstellen können, daß man sie wohl kaum von der echten unterschieden hätte. Aber das würde er niemals über sich gebracht haben. Er fälschte den Guldenzettel absichtlich in der plumpesten Weise, um in das Gefängniß gesteckt zu werden und eine — Versorgung zu haben. . . . Mochte man ihn auch verurtheilen und vor der Welt als Fälscher brandmarken — das kümmerte ihn wenig. Sein Ehrgeiz war gestorben, alle Träume waren ausgeträumt, er hatte mit dem Glücke dieser Welt abgeschlossen.

Er bekam vier Jahre Zuchthaus. Nach drei Jahren wurde er mit Hinblick auf seine musterhafte Aufführung begnadigt. Aber er verließ nur den Kerker, um zu sterben.

Eines Tages ließ er mich in das Hospital rufen. Da lag er — im letzten Stadium der Lungenwindsucht — mit dem hippokratischen Gesicht.

Er fühlte, daß er nur noch Tage zu leben hatte. Darum ließ er mich rufen. Er sagte, ich sei der Einzige gewesen, der ihn im Leben gefördert und unterstützt hätte, es liege ihm daran, daß ich ihn nicht falsch beurtheile und für einen Verbrecher halte. Und dann erzählte er mir Alles, Alles. . . .

Ich war tieferschüttert und suchte ihn zu trösten, wie ich konnte. Ich sagte, er werde genesen, seine Bilder werden hochgeschätzt — er wußte wohl, daß Beides Lüge war. . . . Er lächelte nur schmerzlich und drückte mir die Hand.

Ich sorgte, bevor ich das Hospital verließ, für seine bessere Verpflegung. Als ich am dritten Tage wiederkam, war er todt.

Unter seinem Kissen hatte man eine Zeichnung gefunden, welche eine zierliche Frauenhand darstellte. . . .

Ihr Bild verfolgte ihn bis in den Tod. Und so ging dieses große Talent zu Grunde. Durch die kleine Hand einer schönen Frau? Nein, das wäre nichts Besonderes, das kommt alle Tage vor. Durch das Phantom einer Hand! . . .

Hätte sie ihn nicht aus Graz weggelockt, er würde dort in seinen bescheidenen Verhältnissen unter allen Umständen zufrieden gelebt haben und selig gestorben sein. Ja, sogar Glück und Reichthum hätten ihn dort aufgesucht. Denn als ich nach Jahren dem englischen Gesandten, Lord Bloomfield, von ihm erzählte, unterbrach mich dieser lebhaft und sagte, er habe Alconieri gekannt. Es stellte sich heraus, daß er jener Engländer gewesen, welcher unserm Helden für zwei Bildchen zweihundert Gulden gezahlt hatte. Nach London zurückgekehrt, schrieb Bloomfield an Albert Kron und bot ihm einen jährlichen Gehalt von 1000 Pf. St. an, wenn er die Schlösser Sr. Lordschaft mit Gemälden ausschmücken wollte. Dieser Brief gelangte niemals in die Hände des Künstlers.

So seltsam gestaltet oft unsere Schicksale — eine kleine Hand. . . ."

Der Tabakgenuß.

Gedanken deutscher Schriftsteller, mitgetheilt von Dr. Herbert Steinbach.

(Nachdruck verboten.)

Man kann die Genußmittel, durch welche sich die Menschen das Dasein zu verschönern suchen, in zwei Gruppen theilen, in solche, welche in hervorragender Weise nervenaufregend wirken, wie der Alkohol und alle Getränke, welche Alkohol enthalten, das Opium, Haschisch, Coca und dergleichen, und in solche, welche anscheinend nur eine geringe Wirkung auf die Nerven ausüben, wie Thee, Kaffee und Tabak. Es ist aber mit dem geringeren oder stärkeren Grade der Einwirkung auf die Nerven noch nicht der Maßstab für die Schädlichkeit dieser Genußmittel gegeben; während viele Menschen selbst dem Alkohol bei nicht übermäßigem Genuß jede nachtheilige Einwirkung auf die Gesundheit absprechen, zählen andere Leute selbst den Kaffee und den Tabak zu den gefährlichsten Giften, eine Ansicht, der bekanntlich in Bezug auf den Kaffee Voltaire mit dem Scherzwort entgegentrat, derselbe sei ein sehr langames Gift, denn er nehme dasselbe seit achtzig Jahren täglich und befände sich recht wohl dabei.

Damit war f. B. der Streit wegen des Kaffees entschieden, um den Tabak aber toben noch immer die Wogen des Kampfes, ohne daß bis jetzt eine Entscheidung zu treffen ist. Mit fanatischem Eifer kämpfen in England, Amerika und Frankreich verschiedene Vereinigungen gegen den Tabakgenuß — allerdings ohne bis jetzt einen bemerkenswerthen Erfolg erzielt zu haben, da in allen diesen Ländern der Tabakgenuß von Jahr zu Jahr zunimmt. In Deutschland haben es bis jetzt die Gegner des Rauchens noch nicht zu einer solchen Vereinigung bringen können, obgleich es nicht an zahlreichen Gegnern dieses Genußes fehlt. Davon findet man die Beweise in einer interessanten Zusammenstellung von Urtheilen einer großen Anzahl geistig hervorragender Personen, über den Werth oder Unwerth des Tabakgenusses.

Es ist interessant zu sehen, wie weit die Urtheile auseinandergehen; während der Eine den Tabak als ein edles und werthvolles Geschenk der Götter preist, verurtheilt der Andere den Genuß dieses Krautes als der Gesundheit absolut verderblich; während der Eine in dem Tabak ein Anregungsmittel zum Nachdenken sieht, findet der Andere, daß der Dufte der Cigarre zum körperlichen Dolce far niente das geistige hinzuzufügen gestattet. Es wird auch einen über den Kreis der Tabak-Interessenten hinausgehenden Kreis interessieren, von einigen unserer Geistesheroen zu wissen, wie sie über den Tabak denken, und theilen wir daher einiges aus den bis jetzt veröffentlichten Briefen mit, wobei wir uns aber mit Rücksicht auf den Raum auf Schriftsteller beschränken wollen.

Wir eröffnen den Reigen mit einem leider seit der Absendung des Briefes verstorbenen Schriftsteller. Gottfried Keller hat,

wie er in dem kurz vor seinem Tode geschriebenen Briefe sagt, von seinem sechszehnten Jahre an geraucht; er weiß nicht, ob der Genuß größer ist als der Nachtheil, wenn es nimmer geschehen wäre, aber er meint, daß die 80- bis 90-jährigen Männer, denen das Weislein erst mit dem Leben ausgeht, auch nicht unglücklich aussehen.

Ihm scharf gegenüber steht Karl Frenzel, welcher das Rauchen wie das Schnupfen gleich abseulich findet, während wiederum Robert Schweichel, der demnächst seinen siebenzigjährigen Geburtstag feiern wird, von seiner Jugend bis heute fortgesetzt raucht und, wie er schreibt, selbst einen starken Tabak nicht fürchtet. Nur vor den Cigarren der französischen und italienischen Regie hat er einen heillosen Respekt.

Laut preist Paul Heyse die Wirkung der Cigarre — er verweist dabei auf die Verse zu ihrem Lobe in seinem „Salamander“, — er denkt von der Wirkung einer edlen Cigarre auf die Stimmung des Gemüths und die Anregung der Phantasie nicht gering, und nächst der Musik weiß er kein heilkräftigeres Beschwichtigungsmittel im Unmuth oder in anderer Verstimmung der Seele. So oft ihm dies Quetiv versagte, sei es ihm immer ein Zeichen gewesen, daß eine physische Krankheit im Anzuge.

Auch Ludwig Eichrodt ist ein geschworener Freund der Cigarre; er preist sie als Beruhigungsmittel; — „Ueberlegung, Moral, Energie, Philosophie — ist leicht gesagt, aber beim Rauch verduften leise und allmählich die heftigen Wallungen, Stürme und Wogen des Gemüths, der Seele, des Blutes, des Herzens, die heftigen Gedanken, die schlimmen Entschlüsse.“ Sehr zu beachten scheint uns seine Regel, man solle eine angebotene Cigarre unter allen Umständen annehmen. War es mit dem Anerbieten Ernst, so würde eine Ablehnung den freundlichen Menschen kränken, war es nicht Ernst, so wird er dadurch, daß man die Cigarre annimmt, nach Verdienst gestraft.

Julius Stettenheim meint, er sei nicht gern allein und mit der Cigarre fühle er sich zu Zweien; ob er ohne Cigarre etwas Druckfähiges produciren könne, kann er nicht sagen, da er nie zu schreiben verliucht, ohne dabei zu rauchen.

Paul Lindau ist ein starker Cigarettenraucher. Vor dreißig Jahren ist ihm gesagt worden, wenn er so fortfahre, von den gesundheitschädlichen Cigaretten übermäßig viel zu rauchen, so würde er in wenigen Jahren die verderblichen Folgen spüren; diese Androhung hat sich bis jetzt nicht erfüllt. Nur wenn er nicht wohl ist, raucht er wenig oder gar nicht, ohne sich einen Zwang aufzulegen; fühlt er sich ganz wohl, so raucht er vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Zu den Freunden des Rauchens gehörte auch Ludwig Anzengruber; allerdings nennt er das Tabakrauchen ein abscheuliches, stänkriges Laster, fügt aber hinzu, daß ihn diese Erkenntniß nicht abhalte, dem Genuß der Cigarre leidenschaftlich, besonders beim Schreiben und in müßigen Stunden zu fröhnen. Mit der Frage, ob das Rauchen gesundheitschädlich sei, soll man sich nur an einen Arzt wenden, dessen gegentheiltlicher Ansicht man sicher ist.

Einzelne Schriftsteller haben eine Vorliebe für besondere Sorten des Tabaks, so Bodenstedt für Catakia, den er sich sogar nach Amerika nachkommen ließ, Karl Emil Franzos für die österreichischen Cigaretten, Julius Rodenberg sehnt sich zurück nach der langen Pfeife unserer Väter, fürchtet aber doch, es würde ihm damit gehen wie mit so vielen Freunden der Jugend, an die wir mit Sehnsucht denken — die Rückkehr würde wahrscheinlich eine Enttäuschung bedeuten.

Es ist jedoch das Lob des Tabaks nicht nur in Prosa erkungen — so Mancher hat seiner Freude am Rauchen durch wohlklingende Verse Ausdruck gegeben, so z. B. Jang Eduard Bauernfeld:

„Es kräuseln sich die Wölkchen in Morgenluft
Und Bilder weckt mir Dein stummer Duft,
Cigarre, drum sei mir gepriesen!“ u. s. w.

Einfach und treffend schreibt Rud. Baumbach:

„Mein Rauch-Genuß,
Dein Rauch-Verdruß.“

Albert Traeger schließt sein Loblied auf den Tabak wie folgt:

Unser Hoffen, unser Streben,
Rauch ist unser ganzes Leben
Und sein köstlichster Genuß;
Darum rauch' ich voll Behagen
Und will mich auch nicht beklagen,
Geht das Feuer aus zum Schluß.“

August Silberstein schließt einen Vergleich zwischen Rauchen und Schnupfen mit den Worten:

„Die Feuerkraft läßt himmlisch aufwärts lenken,
Und Staub und Asche bleiben dem Versenken!“

A. Günther, unter welchem Namen sich bekanntlich der Herzog Olimar von Oldenburg verbirgt, schreibt:

„Tabak ist wie Sonnenschein:
Mildert des Kammers und Hungers Pein.“

Zum Bier und Wein findet er allerdings die Cigarre nicht passend, weil sie ihm den Geschmack des Getränkes verdirbt,

„Doch bei Café und gutem Viqueur
Rauch ich sie gerne — parole d'honneur!“

Aphorismen.

Ach, wie sollte die Freude, die göttliche Tochter des Lebens,
Nicht auch veredeln den Menschen! Wie sollte der Aether der Freiheit,
Welcher den Menschen umfließt, wie den Adler die Lüfte des Himmels,
Nicht auch läutern das Herz, obliegend für immer dem Nothen?
Hammerling.

Lieblichen Genuß der Phantasie rechne ich zu den schönsten,
die den Menschen gegeben sind und in dieser Rücksicht ziehe ich ihn
der Wirklichkeit vor. In diese kann immer leicht etwas störend
eintreten, jener aber nähert sich den Ideen; und das Größte und
Schönste, was Menschen zu erkennen imstande sind, bleiben doch
die reinen, nur mit dem innern Blick erkennbaren Ideen.
W. v. Humboldt.

Du fragst, was Poesie uns nützt?
Allein wie kannst du doch so fragen —
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

Gellert.

In großen Dichtungen ist das Interesse nicht an eine vor-
übergehende Phase der Kulturgeschichte geknüpft; es ist auf das
allen Zeiten und Völkern Gemeinsame, auf das Ewige und Un-
wandelbare in der Menschennatur gegründet, und kann daher
weder veralten, noch unter irgend einem Himmelsstriche fremdartig
erscheinen.
F. v. Schack.

Ein reiner und edler Egoismus ist erforderlich, um heiter und
gesund zu bleiben. Wer nicht sich selbst zu Liebe und Dank ar-
beitet, liebt und lebt, der ist übel dran. Von außen, von andern
kommt selten oder nie ein reines Behagen. Alle Handlungsweisen
des Menschen nähren ihre Früchte selbst und bringen sie unaus-
bleiblich, gute wie schlimme.
Feuchtersleben.

Joh. Fastenrath erinnert sich an Sevilla mit den Worten:

„Ob nicht mein Sinn nach Tabak steht,
Das Händchen, das Cigarren dreht
In Andalusien's Paradiesen,
Die Cigarrera sei gepriesen!“

Aber nicht alle Schriftsteller lieben den Tabak.

Max Nordau ist ein heftiger Gegner; er meint, es gäbe
Laster, welche schlimmer sind als das Tabakrauchen, aber doch
keines sei so lästig für andere.

Theodor Fontane meint, in den Omnibussen und Pferde-
bahnen werde, um die brennende Cigarre bei Leben zu erhalten,
eine Kunst geübt, der er zwar seine Bewunderung nicht versagen
kann, die nicht üben zu müssen, ihm aber doch angenehm ist.

Auch Karl Blind ist ein Gegner des Rauchens; er meint,
daß in der neueren Zeit das Rauchen in England zugenommen
hat, daß ihm die Folgen jedoch äußerst ungünstig schienen —
leiblich wie geistig.

Als den lebenswürdigsten der Gegner des Tabaks unter den
Schriftstellern möchten wir Prof. Hermann Vogel bezeichnen,
welchem das Rauchen niemals recht glücken wollte; erst das „Ewig
Weibliche“ in Form von sehr schönen Polinnen hat ihn zur
Cigarette bekehrt und seitdem liegt er dieser Leidenschaft ob, aber
nur, wenn ihm lebenswürdige Damen sekundiren.

Oskar Justinus hat dem Nicht-Rauchen eine vortheilhafte
Seite abgewonnen: während die Herren sich nach dem Smoking-
room zurückziehen, hat er Ausrede und Gelegenheit, sich der ver-
lassenen Damen anzunehmen, und für eine Unterhaltung mit lebens-
würdigen Frauen giebt er gern alle Tabakplantagen der Welt —
die ihm ausnahmslos nicht gehören — hin.

Aber man glaube nicht, daß die Gegner des Tabaks ihre
Meinung nur in Prosa aussprechen; es schließt Aug. Förster
eine poetische Epistel mit den Worten:

„... ist meiner Weisheit Schluß:
Tabak ist eingebildeter Genuß.“

und Richard Schmidt-Cabanis kommt

zu diesem Schluß:
Ist Euch der Tabak ein Genuß,
Raucht, schnupft und priemt in Gottes Namen,
Ich aber danke höflichst! — Amen!“

So tobt der Streit: Die Tabak — hie Anti-Tabak! Und die
Entscheidung aus dem Kreise der Schriftsteller? Wir wollen sie
mit den Worten Siegmund Haber's geben:

„Kurzum; ob er zu loben sei,
Ob gegen ihn zu toben sei,
In diesem Streit kein Frieden ist,
Weil der Geschmack verschieden ist.“

Seiteres.

Fatales Kompliment. Dame (arrogant): Ich mache mir
wenig aus Gesellschaften! Gott sei Dank, ich genüge mir selbst! —
Herr: Gnädige Frau, das ist in der That zu bescheiden!

Im Abiturientenexamen. Der Abiturient beantwortet eine
Frage mit „Karl V.“, wo Karl IV. in Betracht kommt. Um ihm
zu helfen, legt der Lehrer, ohne daß es der Schulrath sieht, vier
Finger vor die Stirn unter dem Scheine, sich zu fragen. „Karl
der Kahle“ war jetzt die Antwort.

Der mitleidige Frik. Frikchen: „Ach, Onkel, Du hast ja
kürzlich rechtes Malheur gehabt.“

Onkel: „Wie so denn, Frikchen?“

Frikchen: „Nun, Papa sagte neulich, Du wärst auf den Kopf
gefallen.“

Glücklich verheirathet. „Was macht denn eigentlich die
Braut Ihres Herrn Bruders?“

„O, danke, die haben wir jetzt glücklich verheirathet!“

„I, was Sie sagen! Glücklich verheirathet!“

„Ja, weil sie 'n Anderer genommen hat!“

Zu früh. Der kleine Moriz (triumphirend): So Vater jetzt
sitz' i nimm'r in d'r letzten Bank. — Vater: So ist's recht; da
hast eine Mark: aber wie kam's denn? — Der kleine Moriz:
Weil die letzte Bank angestrichen wird.

Kasernenhofblüthe. Unteroffizier: Kerls, kennt Ihr denn
nich jerade stehen? Jeseu Euch krumme Jeseellschaft is ja eene
Wendeltreppe das reene Lineal!